

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Ruise Ernesti.

(Fortsetzung.)

Es war in Wahrheit ein schöner Platz, und in der That eine glückliche Idee, dort einen Balkon angebracht zu haben! Vor sich hatte man den großen herrlichen Garten des Stifts mit dem klaren See in seiner Mitte, seinen sammetnen Rasenplätzen mit ihren zierlichen Blumenkörben, und dieses blühende überaus farbenreiche Bild wurde von dem einfach dunkeln Rahmen der mit Tannen bedeckten Berge so schön, so wirksam umschlossen. Nach Rechts hin zeigte die eine der Höhen die Ruinen der Burg und das Dörfchen Rawensbergen: nach Links schweifte der Blick über den alten Nonnenkirchhof mit seinen kleinen schwarzen Kreuzen fort zur schönen von Linden umgebenen Kirche hin in die weite Ebene mit ihren im lichtesten Blau zerfließenden Fernen.

Dem Erker gegenüber, in der Tiefe des Saales, war ein mächtiger Kamin aus blauen Steinblöcken; über seinem breiten Sims erhob sich das Gemälde der Burg Rawenstein, wie sie vor ihrem Verfall gewesen, eine stolze alte Feste mit hohen Thürmen und starken Ringmauern, mit Zugbrücken und Wappen verziertem

Portale. Zu beiden Seiten des Kamins waren hübsche kleine Etablissements. Dort lagen Bücher, Zeitungen, Mappen und Albums auf den Tischen, aber wie schön auch viele der Bilder, welche letztere enthielten, die Portraits über den Sophas hatten daran selten für lange Rivalen. Diese Portraits fesselten unwillkürlich den Blick; sie stellten in dem einen Bilde jenen Freiherrn Hans von Rawen dar, der Kloster Tannenbergen gekauft und seinen Schwestern zum Wohnsitz angewiesen. Es war ein düsteres, finsternes — ja, unheimliches Bild; das bleiche, kalte ernste Gesicht mit dem lähnen, strengen Ausdruck im blauen Auge; die hohe, stolze, ungebeugte Gestalt in ihrer herausfordernden Stellung. Beides bekräftigte die Sagen, welche sich von ihm im Munde des Volkes erhalten und zum Theil auch in der Chronik des Stifts verzeichnet sind. Er hatte als Jüngling ein wildes, wüstes Leben geführt, war die Angst seiner sanften Mutter, der Schrecken seiner vier bedeutend jüngern Schwestern gewesen. Später war er der Tyrann seiner ganzen Umgebung, vorzüglich der seiner Frau geworden und eine Zuchttruthe für Die, die mit ihm in Berührung gekommen. Mit 26 Jahren war er nach dem Tode seines Vaters Herr der Burg — Herr des Schicksals seiner Schwestern geworden! Die zwei Aeltesten, zu der Zeit Bräute, mußten nach seinem Willen ihre Verlobnisse brechen, indem er kurz erklärte: sie sollten frei bleiben und nie das Joch eines Mannes tragen, welcher doch der Liebe eines reinen Weibes nicht würdig sei. Ob er sein Geschlecht nach sich beurtheilte, sagte er nicht und sieht solches auch

nicht in den Annalen verzeichnet — wie ebenso wenig, ob er nie seiner Schwestern würdige Männer gefunden. Er litt nicht, daß eine von ihnen heirathete und damit allen die Zeit nicht lang wurde, ließ er sie spinnen und weben, lochen und waschen, wirthschaften und arbeiten wie Mägde und hielt sie außerdem wie Gefangene. In seinem 56. Jahre wählte er erst ein Weib und da schlug die Erlösungstunde für seine Schwestern. Sie fühlten sich in Tannenbergen wie im Himmel — eine Hölle aber fand seine junge, 16jährige Gemahlin Erdmuth von Blankenburg auf der Burg Rawenstein. Eines Morgens, im dritten Jahre seiner Ehe ließ er die vier Schwestern zur Burg bescheiden. Angsterfüllt und Schlimmes ahnend schritten sie schon zur bestimmten Stunde den Berg hinan; doch — als sie die Thore der väterlichen Burg wieder hinter sich hatten, waren sie sämmtlich bleich wie die Geister. Eine starb bereits auf dem Wege am Herzschlag, zwei der andern erkrankten noch am selbigen Abend am hitzigen Fieber, erstanden auch nicht wieder und nur Hildegard, die Jüngste, überwand und überlebte den Besuch beim Bruder. Sie war nur seit der Zeit bleich und still und verließ bis zum Tode des Burgherrn nie mehr Tannenbergen, eröffnete auch damals all' ihren armen Verwandten und andern schutz- und heimathlosen Damen ihrer Bekanntschaft ein Asyl in Tannenbergen und ladete Jede mit denselben Worten dahin ein: „Kommt in diese stille Freistadt, wo Ihr gute Zuflucht habt, damit Ihr nie und nimmer nur aus dem Grunde allein das Weib eines Mannes werdet, daß Ihr versorgt seid und nicht verlassen in der Welt dasteht.“ — Sie kamen und Hildegard sorgte mütterlich für Alle: Sie ordnete auch an, daß die jedesmalige Aebtissin immer treu das Haus hüten solle, Tannenbergen nie verlassen dürfe und fügte diesem Statute die Worte hinzu, die Manchem viel zu denken gaben: „Zur Abbuße für Die soll die Aebtissin immer im Stifte bleiben, welche ihr Haus verlassen wollte, in dem sie vor Gott als Herrin eingesetzt worden und vor Gott versprochen: „treu auszuharren.“

Damit konnte Hildegard von Rawen nach Ansicht Aller nur ihre Schwägerin gemeint haben, jene schöne, junge und unglückliche Baronin Erdmuth, die Niemand wieder gesehen, seitdem die vier Schwestern zum Besuche in der Burg gewesen. Seit jenem Tage war und blieb auch der Graf Herbert von Blankenburg verschollen; dessen Besitzungen: die Güter Blankenburg und Barenholtz jenseits des Höhenzuges lagen,

von deren einem Gipfel die Beste Rawenstein hinab ins Land schaute.

Graf Herbert von Blankenburg war der Vetter und Jugendgespieler der Baronin Erdmuth, zu der Zeit auf Reisen, als ihre Mutter sie dem Freiherrn von Rawen vermählte. Wie lieb er auch stets seine Base gehabt, er mied ihren Umgang als er heimkam und schlug fast zwei Jahre beharrlich alle Aufforderungen des Freiherrn, nach Rawenstein zu kommen, aus. Erst im dritten Jahre ihrer Ehe, als er mehr und mehr von ihrem qualvollen Leben an der Seite ihres tyrannischen Gatten hörte, kam er, sie zu besuchen und sie ertrug seitdem ihr Elend leichter. Auch der Freiherr fand Gefallen an dem ritterlichen Jünglinge und bald nannte er ihn seinen Freund. Der Graf kam wieder und wieder zur Burg, — eines Tages sah man ihn durch das Burgthor schreiten, aber nicht wieder hinausgehen — es war an dem Tage, wo der Freiherr seinen Leuten verkündete: die Baronin Erdmuth sei todt.

Ein vorwitziger Knappe wagte nach der feierlichen Beerdigung der Freifrau hinab in das Grabgewölbe zu steigen, wo ihr Sarg beigesezt worden. Als er ihn öffnete, sah er zu seinem Entsetzen, daß dieser leer und nur einige schwere Steine darin lagen. Voller Schrecken berichtete er, was er gesehen dem Haus- und Hofgesinde und als Alles in dichter Schaar sich um ihn drängte, er seine Aussagen mit feierlichem Eide bekräftigte, trat der Burgherr plötzlich zu der Gruppe, ergriff den Knappen, der sein Lieblingsdiener gewesen, führte ihn durch das Haus und erklärte den Armen für wahnsinnig. Der Unglückliche starb bald, und seit seinem Tode bekümmerte sich Niemand mehr um das Geschick der verstorbenen Freifrau, Niemand wagte auch je dem strengen Gebieter zu sagen, daß oft aus der Tiefe des einen Thurmes dumpfe Klageklänge hervorbrängen. Man wußte ja seit lange, daß es in dem Thurme spukte, der auch deshalb den Namen „Gespensterthurm“ hatte. Dieses Seufzen und Klagen hörte erst nach der Beerdigung des Freiherrn von Rawen auf, der zehn Jahre nach dem Tage starb, wo er seine Frau für todt erklärt. Da kam Hildegard noch einmal, zum letzten Mal in die Burg und Die, welche Alles beobachteten, entdeckten, daß zur Nachtzeit ein schwacher Lichtschein aus dem vergitterten Fenster des Gespensterthurmes hervorleuchtete, bemerkten auch, daß, als die Schwester des Burgherrn in einer Sänfte den Berg hinab zum Stifte getragen wurde, diese Sänfte sehr schwer, fast zu schwer für die leichte Gestalt Hildegardens war.

Was sie aus der Burg mitgenommen, wohin der Gegenstand gekommen, Niemand wußte es zu sagen, denn zwei alte treue verschwiegene Diener hatten die Sänfte nach Tannenbergen getragen, diese erst in Hildegardens Zimmer niedergelegt, nachdem sie die Thür verschlossen.

Hildegarde wurde die Erbin ihres Bruders. All seine Besitzungen, außer Burg Rauenstein, übergab sie schon bei ihren Lebzeiten einem Vetter; alles bewegliche Inventar der Burg aber ließ sie nach Tannenbergen schaffen, ließ nur das in ihren Räumen, das ihr Bruder der frühern Einrichtung hinzugefügt und benutzt hatte, befahl dann die Thore zu verschließen, die Zugbrücken aufzuziehen und Rauenstein dem Verfall anheimzugeben.

Die nach und nach in Trümmer versinkende Beste begrub unter ihrem Schutte und Steinen die Sage von der durch ihren Gatten in den Thurm eingekerkerten Baronin Erdmuth und den durch Freundeshand in blinder Eifersucht ermordeten Grafen Herbert.

Der blinde Haß unter den Geschlechtern Rauen und Blankenburg wucherte aber seit dem so üppig und wild im Herzen der Nachkommen wie das Unkraut auf den verfallenen Mauern der Burg und tödtliche Feindschaft entzweite fort und fort alle Glieder beider Familien.

Das Bild Dessen, der den Samen zu dieser Zwietracht ausgestreut, hängt indessen ruhig in den stillen Mauern des Tannenberger Fräuleinstifts, hängt dem Gemälde gegenüber, auf dem seine vier Schwestern in blühender Schöne, voll Anmuth und Lieblichkeit abgebildet sind, sanft und freundlich den Beschauer anlächeln und mit ihren schönen tiefblauen Augen ernst und sinnend auf den harten Bruder blicken, der ihre Jugend vergiftet und ihrem Alter den Trost eines ruhigen Todes genommen.

Unter diesen alten Bildern des Rauen'schen Hauses fand ich, als ich am ersten Abend mit meiner Tante in den Saal trat, ein junges Mädchen, deren überaus liebliche Erscheinung mich in gleichem Maße anzog, wie fesselte. Es war die jüngste der im Stifte anwesenden Damen, eine Novize, die Baronesse Benedetta von Rauen, der letzte weibliche Sproß jenes Freiherrngeschlechts. Eine Waise, war sie bereits in zarter Kindheit in das Haus ihres Onkels gekommen, in jenes bescheidene Herrenhaus von Neu-Rauenstein, dessen breiten dunkeln Giebel man aus dem blauen Duft der Ferne in der Ebene empor steigen sieht. Dort war Benedetta aufgewachsen, bis zu ihrem achtzehnten Jahre

geblieben, dann plötzlich durch ihren Onkel in das Stift gebracht und als Novize aufgenommen worden.

Baronesse Benedetta war eine außerordentlich hübsche anmuthige Erscheinung, deren vortheilhafter Eindruck sich durch den Ausdruck von Ernst und Trauer sehr bald zu großem Interesse steigerte. Der erste zarte Schmelz der Jugend lag weich und duftig auf ihrer in Form und Bewegung so zierlich abgerundeten Gestalt. Goldigbraunes Haar umkränzte in kurzen, kleinen Locken ihre weiße, von lichtblauen Adern durchzogene hohe und freie Stirn und die dichten Wellen dieses schönen Haars umsäumten mit glänzendem Rande ihren schneeigen Hals, der den einer Philippine Welscher beschämen konnte.

Schwere und lange Krankheit, von der sie erst seit Kurzem erstanden, hatte ihr ihr früheres langes Haar geraubt und verhinderte sie noch, es anders als so knabenartig zu tragen. Ein selten schönes, klares Blau des Auges schien Allen des Rauen'schen Geschlechts eigen zu sein, denn wie diese herrliche Farbe auf den Bildern in den Augen ihrer Vorfahren zu finden, so leuchtete sie auch hell und licht aus dem Blick der letzten weiblichen Sprossin des alten Geschlechts. Auch in den Zügen Benedettas fand sich große Ähnlichkeit mit denen ihrer Ahnen, sie hatte jene hohe, klare Stirn, dieselbe gerade Nase, den feingeschnittenen Mund.

Wir fanden sie mit der Copie des Bildes der vier Schwestern beschäftigt und so versunken in ihre Arbeit, daß sie weder das Schwinden des Tages, noch den Ruf zum Gebete vernommen. Sie schien erschrocken, daß es schon so spät war, noch mehr bestürzt, daß die Kirche bereits zu Ende sei.

Die eintretenden Stiftsdamen unterbrachen unser kurzes Gespräch und Baronesse Benedetta nahm ihren Platz vor dem Bilde wieder ein. Sie schien Eile damit zu haben und war kaum mit dem Entwurfe fertig. Man stellte ihr Licht auf den Kamin und sie blieb dort, zeichnend, während der ersten Stunde sitzen. Ich bemerkte, daß sie bald den ersten Versuch bei Seite legte und ein neues Blatt nahm. Ihre Fähigkeit war dem Vorwurf, so viel ich bemerkt, durchaus nicht gewachsen und die wenigen Striche ihrer Skizze hatten mir kein besonderes Talent verrathen. Die Schwierigkeiten der Ausführung schienen ihr immer deutlicher zu werden, denn nach Kurzem hing ihr Auge ernst und forschend an dem schönen Originale, senkte sich muthlos und traurig auf die Copie, und wäre ich ihr nicht gar so fremd gewesen, gern hätte ich ihr mit einigen

Strichen geholfen — ihr einen Faden im Labyrinth der Züge gegeben, den sie offenbar nicht zu finden wußte.

Die Stiftsdamen hatten sich, nachdem ich ihnen vorgestellt worden und einige Worte zwischen uns ausgetauscht waren, um den großen Tisch in der Mitte des Saals gereiht, auf dem der Theetisch sein behagliches Liebchen summt und den Divan und Sessel umgaben. Die Tafel zierte ein antikes und kostbares Service vom feinsten Sevreporzellan, eine reiche Auswahl von Speisen, Blumen und Früchten in Körben und Schalen zierlich geordnet.

Am obern Ende des Tisches präsidirte die Aebtissin, welche auch die Verpflichtung hatte die Honneurs zu machen. Niemand konnte dies Amt mit mehr Grazie und Liebenswürdigkeit ausfüllen, wie sie, und bald erkannte ich, daß ihr ganzes Streben einzig dahin zielte, Zufriedenheit, Behaglichkeit um sich zu verbreiten. Sie hatte zu ihrer Rechten mir den Platz angewiesen, den an ihrer Linken nahm ein Herr ein, der trotz seines Civilanzuges sofort den Militär verrieth und eine schön echt ritterliche Erscheinung besaß. Er war, wie ich hörte, bereits seit drei Tagen im Stifte und Gast meiner Tante, die als Aebtissin einzig das Vorrecht hatte Besuch bei sich zu haben, ein Recht, das keiner der andern Damen gestattet war. Verwandte, Freunde, Bekannte, die Zahl durfte bis zu sechs Personen steigern, konnten Wochen, ja selbst Monate lang bei ihr im Stifte bleiben; doch für diesen Vorzug büßte sie bei Antritt ihrer Stellung ihre Freiheit ein. Während allen andern Stiftsdamen, nachdem sie sich ein Jahr nach ihrer Einführung in Tannenberg aufgehalten, frei stand Reisen zu machen und bis zur Dauer von acht Monaten abwesend zu bleiben, kurz ihnen erlaubt war auszugehen und auszufahren wenn sie wollten und heimzukehren wenn es ihnen beliebte, war die Aebtissin verpflichtet: sich nie aus dem Bereiche des Stiftes, das die Berge begrenzten, zu entfernen.

Brach eine Aebtissin dies Gelübde, was sie bei Antritt ihrer Stellung vor dem Altar mit feierlichem Eide beschwören mußte, so war sie nicht allein ihres Amtes entsetzt, sondern sie hatte sich binnen eines Zeitraumes von vier Wochen in der Kirche zu Tannenberg einer öffentlichen und nicht wenig schimpflichen Buße zu unterziehen und mußte nach dieser vollendeten Strafzeit das Stifte für immer verlassen.

Wegen jener bindenden Gesetze und dieser strengen Statuten drängte sich Niemand zu dem Ehrenposten im Stifte, der sich außerdem mit so bedeutenden pecu-

niären Vortheilen und andern angenehmen Vorrechten verband. Meistentheils hatte das Loos einem Stiftsfräulein die Ehre verschafft, denn meldete sich, nachdem die Stelle der Aebtissin ein Jahr vacant gewesen, Niemand der im Stifte anwesenden oder als Expectantinnen verzeichneten Damen zu der Würde, so entschied das Loos darüber. Die, welche es traf, hatte sich zu fügen und ein Zeitraum darnach von zehn Jahren band sie an ihre Stellung.

Daß meine Tante, die aus einer der Stiftsberechtigten Familien des Landes stammte und schon als Kind in das Fräuleinstift zu Tannenberg eingetragen worden, sich um die Stelle der Aebtissin beim Fürsten beworben, hatte Niemand begriffen und ihre That war noch bis auf den heutigen Tag Allen ein Räthsel. Sie zählte zu jener Zeit 21 Jahre und war die Braut eines angesehenen hochgeachteten Mannes, des Gesandtschaftssecretärs von Darlingen, und wie man bis dahin geglaubt — seine glückliche Braut! — Nachdem sie in Tannenberg der Einkleidung einer Stiftsdame beigewohnt, behauptete sie plötzlich: die unwiderstehlichste Lust bekommen zu haben, dort Aebtissin zu werden.

Die Stelle war vacant, das Loos sollte bereits unter den Stiftsdamen entscheiden, von denen keine Lust zu der Würde verspürt, da meldete sie sich. Es gab Scenen, Kämpfe in ihrer Familie, Kämpfe im Elternhause, sie aber setzte ihren Willen durch und im Stifte nahm man sie, die Allen als ein Engel der Erlösung erschien, nicht allein mit offenen Armen auf, sondern Tannenberg war und blieb stolz auf seine junge und schöne Aebtissin.

Das Urtheil der Welt verdamnte sie, Niemand begriff ihren Schritt und Alle fanden ihr Benehmen extravagant — launenhaft — ja selbst unreblich. Das ertrug sie ruhig, um so ergebener, als ihre Großmutter ihr in Liebe zugethan blieb. Milder gelassen nahm sie aber die Erbitterung ihrer Geschwister auf und suchte stets eine Versöhnung mit ihnen anzubahnen. Man begegnete ihr kalt, stolz, hart, beschuldigte sie schwer und der Zwist dauerte 19 Jahre. Da kam mein Vater, ihr ältester Bruder, der in ausländischen Diensten stand, durch Versetzung in die Nähe seiner Heimath — in die Nähe Tannbergens. Abermals bat meine Tante: ihr endlich zu vergeben — es geschah und meine Reise in's Stifte war die Folge der Versöhnung.

Ich hatte bis zu jener Zeit fast nie von dieser Tante gehört und das Bild, welches von ihr im Hause

meiner Eltern existirte, mehr als das Portrait einer Todten denn Lebenden betrachtet. Als man endlich von ihr sprach und mir sagte, daß ich sie besuchen solle, da geschah es, wie ich bald bemerkte, nicht ganz ohne Groll und Bitterkeit, nicht ohne Anschulldigung. Je mehr ich aber von ihr hörte, desto mächtiger regte sich in mir der Gedanke: ob man ihr nicht Unrecht thue und sie nicht ganz besondere Gründe zu ihrer außergewöhnlichen, bisher unerklärlichen Handlungsweise gehabt.

Wer im Rechte — ob meine Eltern — ob diese Tante, am ersten Abend im Stifte klärte sich mir das nicht auf; ich kehre daher zu Dem zurück, was ich in Tannenbergen zuerst sah und von Dem ich im Anfange hörte.

Drittes Capitel.

Um den Theetisch saßen außer der Aebtissin und jenem Herrn, der mir als Lieutenant Lindenthal vorgestellt worden, sechs der im Stifte anwesenden Fräuleins, die Siebente, Clarisse von Rawen, eine entfernte Verwandte der Baroness Benedetta, war krank, die Achte, welche ich Gräfin Bianka nennen hörte, kam selten, fast nie in den Salon und die übrigen Damen waren verreist.

„Warum lebt denn Gräfin Bianka so einsiedlerisch?“

„„Sie ist eine in sich abgeschlossene Natur, die des Verkehrs mit Menschen nicht zu bedürfen scheint; sie nennt sich selbst eine geborne Nonne, doch wie manche schroffe Seiten auch ihr Charakter hat, so edel und gut ist er und die rauhe Schale birgt einen schönen Kern.““

„Ist Fräulein Clarissa auch in dem Genre?“

„„Sie?““ entgegnete meine Tante lächelnd, „„o nein; doch von ihr will ich Dir Nichts sagen, dies Original wirst Du ja selbst kennen lernen.““

„Werde ich Gräfin Bianka nicht sehen?“

„„Das ist leicht unmöglich.““

„Ich bleibe aber doch lange im Stifte.“

„„Und wärst Du Jahre hier, Du sprächst sie vielleicht nie; sie lebt völlig zurückgezogen.““

„Wie ist ihr anderer Name?“

„„Sie heißt nur „Gräfin Bianka“ — ob das ihr Vor- oder Zuname, kann ich Dir nicht sagen.““

„Wie, das weißt Du als Aebtissin nicht?“

„„Der Fürst führte Gräfin Bianka unter diesem

Namen hier ins Stift ein, und geschieht solches durch ihn, so steht mir als Aebtissin wohl das Recht zu, näher nach Allem zu forschen; doch ich hatte keinen Grund das zu thun, mir genügte sein Wort und ihre Erscheinung. Frage mich aber jetzt nicht weiter, denn die Comtessen Steinau möchten merken, daß ich von ihr rede und —

Sie stockte, — ich sah mich um, mein Blick traf die scharf auf uns gerichteten Augen der eben genannten Damen. Die Comtessen von und zu Steinau waren Schwestern und gehörten nicht allein zu einer der adelstolzeften und vornehmsten Familien des Landes, sondern auch zu den Veteraninnen des Stifts. Zwei nahmen die Eckplätze eines kleinen bequemen Divans am untern Ende der Tafel ein und strickten während des Thees sehr eifrig. Die Dritte saß in einem niedern Fauteuil mit hoher Lehne, im vollen Licht einer hell brennenden Lampe, sticte vor und nach dem Thee und sah nur während des Trinkens mit bescheidenem Blick hin und wieder um sich, am meisten auf meine Tante, auf der ihr Auge stets mit Bewunderung und Liebe ruhte. Die beiden ältesten Comtessen von und zu Steinau waren Zwillinge, hatten vor Kurzem ihr einundsiebzigstes Jahr erreicht und besaßen ein durchaus matronenhaftes und etwas eigenthümliches Aeußere. Ihre Gestalten waren klein, fein, zierlich und von ganz gleicher Größe, ihre Gesichter, bis auf ein Merkmal, das wie ich hörte, erst spätere Jahre ihnen gegeben, sich auch zum Verwechseln ähnlich, ja in jedem Zuge, in Form und Ausdruck so vollkommen gleich, daß Comtesse Gertrude stets ein rothes, Comtesse Bianka immer ein blaues Band getragen, um nur von einander unterschieden werden zu können. Als junge Mädchen hatten sie diese Abzeichen, wie sie selbst erzählten, schärpenartig um die Taillen geschlungen, später waren, wie Fama berichtete, solche Bänder als flatternde Enden an wohlkleidenden Häubchen befestigt worden und jetzt wendeten die Damen sie in Schleifen zum Halt der feinen gestickten Kragen an, mit denen die jüngste Schwester Lucretia sie stets so reichlich an Geburtstagen und zu Weihnachten versorgte.

Schon seit Jahren hätten die alten Comtessen nicht diese Abzeichen bedurft, nach denen sie die „rothe Gertrude“ und die „blaue Bianka“ hießen, es würde sogar zu ihrem Vortheil gewesen sein, diese abzulegen, als unglückliche Verhältnisse und Mutter Natur sie ihren Namen völlig widersprechend gekennzeichnet. Die rothe Gertrude war nämlich eines Tages die steinerne Freitreppe vor dem Stift hinabgestürzt, hatte sich dabei

die Nase zerschlagen und diesem etwas langen Theile ihres Gesichts war seitdem eine, in verschiedenen blauen Tönen spielende Farbe geblieben. So wie die „rothe Gertrude“ durch diese blaue Nase völlig entstellt wurde, so nicht minder ihre Schwester, die „blaue Bianka“ durch eine rothe, die bei größerem Schauffement oft zur feurigsten Farbe überging. Beide, sonst so kluge vortreffliche Damen besaßen die unverzeihliche Schwäche, die ihren Namen völlig widersprechenden Nasenfarben so zu ignoriren, als existirten sie gar nicht. Die „rothe Gertrude“ sprach stets so viel und unbefangen über alle Arten von Sturze, als wäre sie nie im Leben hingefallen und hätte kein solch böses Merkmal davon getragen; die blaue Bianka hingegen suchte über Alle die Achseln, die nur einen Anflug von rother Nase hatten und rieth namentlich immer ihrer jüngsten Schwester, die auch ein wenig zu dem Uebel, das ein Familienübel sein sollte, inclinirte: sich alle Stunden in die Ohrläppchen zu kneifen, um das Blut dorthin zu lenken. — Comtesse Lucretia wurde bei solchen Rathschlägen noch bleicher, wie sie ohnedem war, und wäre sie nicht ein so gutes, liebes und sanftes Geschöpf gewesen, der Zorn hätte sie einmal übermannen können, ihrer rothnasigen Schwester das anempfohlene Mittel zum eignen Gebrauch anzupreisen. Sie that das aber nie und erwähnte Comtesse Bianka der sich röthenden Nase Lucretias, so senkte diese den angefeindeten Theil nur tiefer auf den Battist in ihrer Hand, in den sie mit kunstfertigen Fingern die schönsten Blumen und Blätter steckte. Comtesse Lucretia war überhaupt nicht allein sanft und gut, sie war auch still und schweigsam. Fama berichtete, daß sie im Elternhause stets die Unterdrückte gewesen und ihr Geist nur zu der Zeit einen freieren Aufschwung erhalten, als der einstmalige Lehrer ihrer Brüder sich um ihre Liebe beworben und endlich das Jawort von ihren Eltern erhalten. Der Professor Born, der so glücklich auf Comtesse Lucretia von und zu Steinau eingewirkt, sollte nach dem Willen Gottes nicht das lebende Element ihres Erdenbafens bleiben. Er starb, wenige Wochen vor der Hochzeit, die durch Machinationen der adelstolzen Familie von Jahr zu Jahr hinausgeschoben worden, endlich stattfinden sollte, als Lucretias 30. Geburtstag in Aussicht stand und Eltern und Verwandte die Ansicht gewonnen hatten: „daß sich auch für diese jüngste Tochter des Steinau'schen Geschlechts keine andere Partie finden würde.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine griechische Heirathsgeschichte.) Der amerikanische Tourist Taylor theilt folgende nette Episode aus seiner Reise durch Griechenland mit. Als er sich einst in einem palastarischen Dorfe aufhielt, hörte er, wie mehrere der Dorfbewohner in der Schenke einen munteren Burschen aus einem Nachbardorfe aufforderten, die Geschichte seiner zweiten Heirath zum Besten zu geben und da sich dieser nicht lange bitten ließ, so wurde er auch mit Zuhörer der Erzählung. Nikola begann, während seine bligenden Augen vor Muthwillen funkelten: „Ihr müßt wissen, daß meine erste Frau vor etwa anderthalb Jahren starb und ich fand bald, daß es ein langweiliges Ding sei, ohne Frau zu sein, zumal wenn man schon eine gehabt hat. Ich war aber arm wie der heilige Lazarus und wußte wahrlich nicht, wie ich ein artiges Mädel mit einer guten Mitgift bekommen könnte. Zuletzt fiel mir Athanasi, der dicke Schenkwirth in Kuluri ein, der hatte eine Tochter, hübsch und schlief genug mit einer Mitgift von 500 Drachmen, wie die Leute sagten. Ich muß Athanasi's Schwiegersohn werden, sagte ich zu mir selbst und da ich kein Dummkopf bin, verfiel ich bald auf den richtigen Plan. Ich wusch meine Fustanella, zog meine besten Kleider an und machte mich mit meinem schmucksten Pferde auf den Weg nach Kuluri. Zuvor nahm ich meine großen Sattelsäcke und füllte sie mit zerbrochenen Hufeisen und anderen Stücken alten Eisens, dann nahm ich alles Geld, das ich besaß — etwa 10 oder 12 Silberthaler — oben darauf, schloß die Säcke zu und hing sie über meinen Sattel. Wie ich so über den Weg hinschlenderte mit dem klingenden Erz unter mir, da sagte ich zu mir selbst: Hoho, Papa Athanasi, halte die Braut bereit, der Sohn ist unterwegs! Als ich in die Nähe von Kuluri kam, ließ ich mein Pferd traben, daß Jeder das Klingeln hören konnte, während ich so dahin ritt. Ich ging geradewegs zu Athanasi, hing meine Sattelsäcke an einen Platz, wo ich sie beständig im Auge behalten konnte und bestellte ein Mittagessen. Das Beste, was es giebt, sagte ich, es wird bezahlt werden. Das Essen, muß ich gestehen, war so gut wie für einen Bischof, und der Wein fehlte auch nicht. Als ich satt war, fragte ich Athanasi: Wer hat für mich gelocht? — O, sagte er, es war meine Tochter Heraklea. — So lasse sie kommen, sagte ich, ich muß ihr sagen, wie gut es war. Dann schloß ich meine Sattelsäcke vor ihren Augen auf, gab Athanasi einen Thaler und seiner Tochter einen anderen. Ich klingelte gehörrig mit den Säcken, als ich sie hinaustrug — und schwer genug waren sie — dann ritt ich fort. Die Woche darauf kam ich wieder und machte es ebenso; als Heraklea aber in die Küche gegangen war, sagte ich zu Athanasi: Deine Tochter gefällt mir, ich möchte sie heirathen und will sie nehmen, wenn auch ihre Mitgift nicht ganz so groß ist, als ich erwarten dürfte. Er sah erst mich an, dann meine Sattelsäcke, holte eine andere Flasche Wein und so wurde die Sache in Ordnung gebracht. Es verging kein ganzer Monat, bis Papa Anagnosto uns als Mann und Weib gesegnet hatte

und ich war froh, wieder ein liebes Weib zu haben. Ihre Mitgift war — hm! ich will nicht sagen, wie viel, aber ich hätte schlimmer fahren können. Als ich meine Frau heimgeführt hatte, hängte ich die Satteltasche über mein Bett und warnte sie, Jemanden in deren Nähe kommen zu lassen. Sie that Alles, wie ich es verlangt und verbielt sich ruhig und bescheiden während einer Woche oder so. Aber ein Frauenzimmer ist, wie Ihr wißt, niemals zufrieden; ich wußte was kommen würde und so kam es denn. Was nützt es, das Geld da hängen zu haben, dachte sie, während ich die schwersten goldenen Ohrringe im Dorfe haben könnte? — Nikola, mein Leben, sagte sie eines Tages, ich möchte gern ein Paar neue Ohrringe für die Osterfeiertage haben. — Ganz gut, da hast Du meinen Schlüssel, gehe über die Satteltasche und nimm so viel Geld heraus, als Du brauchst. Sie hüpfte lagenstark in die Schlafkammer und ich fuhr mit möglichster Ruhe fort meine Flinte zu putzen. Einige Minuten darauf war sie wieder da, erschrocken und bleich: Geld? rief sie, das ist kein Geld, es sind Stückchen Eisen! — Lieber gar, Du bist eine Närrin, erwiderte ich und versuchte so wild als möglich auszuweichen. Als ich nun mit ihr hineingegangen war und in die Satteltasche gesehen hatte, warf ich meine Flinte auf die Erde, stampfte, heulte und fluchte wie tausend Drachen, während Heraklea, auf dem Bette sitzend, nichts sagen konnte, als: Heiliger Spiridion! was ist geschehen? — Siehst Du nicht, schrieb ich, daß der verfluchte Alexander, der Hexenmeister, der Teufel, den ich vorige Woche beleidigte, hingegangen ist und alle meine schönen blanken Silberthaler in Eisen verwandelt hat? Und dann, als sie sah, wie wüthend ich war, versuchte sie mich zu beruhigen und zu trösten. Auf diese Weise half ich mir denn aus der Klemme; aber ich glaube, sie fängt an den richtigen Zusammenhang zu wittern. Sie hat mich indessen lieb genug, und da ich jetzt der Vater eines kleinen Athanasi bin, so hat es nicht viel zu bedeuten.“

(Ein Zweikampf ohne Blutvergießen.) In Mainz trug sich vor Kurzem folgende Schauer Geschichte zu, die auf's Neue den Beweis liefert, wie schrecklich die Folgen der Eifersucht werden können; schon mancher Feder gaben sie Stoff zu erschütternden Geschichten und Trauerspielen und beinahe wäre auch die gute Stadt Mainz der Schauplatz eines solchen blutigen, verhängnißvollen Drama's geworden. Zwei fremde Jünglinge lieben mit gleichem Feuer, mit der nämlichen heißen Leidenschaft eine junge Schöne, die mit beklagenswerther Gefallsucht abwechselnd bald den einen, bald den andern ihrer Anbeter zu begünstigen scheint und so die Flamme des Hasses in ihren Herzen entzündet und immer heftiger anschürt. Keiner der jungen Ritter will oder kann sich mit einem getheilten Herzen begnügen und so fühlen sie bald, daß die Erde zu klein sei, um sie Beide zu tragen, daß einer von ihnen dem anderen das Feld räumen müsse. Sie entschieden sich für ein Pistolenduell und wählten als geeignetsten Ort für dieses blutige Vorhaben den sogenannten Zudenban-Hofraum. Dort trafen sie sich in der unheimlichen Dämmerstunde, maßen den Raum aus, traten sich dann auf einige Schritte gegenüber, faßten die mörderischen

Pistolen, doch siehe — sie schossen nicht los, sondern auf einmal erklärte der eine der kühnen Reden, daß er — (erschrecken Sie nicht, schöne Leserin), daß er — kein Pulver „riechen“ könne und der andere entgegnete mit erleichtertem Herzen, daß er aus Furcht vor seiner Mutter auch nicht auf dem Schießen bestünde. Das Pistolenduell kam sonach nicht zur Ausführung, ob aber damit das Liebesfeuer der beiden Schwärmer gedämpft ist, oder ob vielleicht der Vernichtungskampf mit krummen Säbeln oder auf Pariser wieder aufgenommen werden soll — das wissen wir nicht, sondern müssen es ruhig abwarten.

(Ein Wiener Maskenabenteuer.) Bei Gelegenheit eines der letzten Maskenbälle im Theater an der Wien trug sich eines der ergößlichen Geschichten zu, wie sie in dem leichtberzigen Wien so oft vorkommen. Ein ausnehmend eitler junger Herr, einer von denen, die stets von Abenteuern erzählen und von dieser und jener Dame, die ihm unzweifelhaft zu erkennen gegeben, daß sie in ihn verliebt sei, erhielt ein zierlich dustiges Briefchen mit einer Bestellung zu dem Maskenballe im Theater der Wien und der Losung „um 10 Uhr an der ersten Logenbrüstung links“. Welches Entzücken für den jungen Oeden, der nicht müde wurde, seinen Bekannten das Briefchen zu zeigen und sich in Vermuthungen über die anonyme Schreiberin zu ergehen. Natürlich stand unser junger Abenteurer schon um 9 Uhr an der ersten Logenbrüstung links und kaum schlug es 10, so fühlte er einen vollen, starken Arm sich ohne Weiteres an den seinigen hängen und neben ihm stand ein ziemlich korpulenter Debardeur mit feuerrothen Höschen, die ein nach seiner Angabe reizendes Wein verriethen; während ein ledes Schäferhütchen schief auf einem silbernen schwarzen Lockenlöpschen thronte. Wie, was und wovon sie sprach, das erfuhren die Freunde nur vom Hörensagen. Doch wovon spricht ein Debardeur stets? von der Krebsz und Restauration. Was sagt ein Debardeur auf alle zärtlichen Redensarten? „Sie Schlimmer!“ Das Alles traf gewiß auch hier ein. Den lieben Leutchen verflog die Nacht wie Romeo und Julien auf dem Balle der Capuletti. Oft schon wollte der Debardeur aufbrechen, der junge Herr ließ es nicht zu; dann wollte dieser unter die neidische Larve blicken, das ließ sie aber nicht zu und so schieden sie erst, als das Gaslicht ausgebreht wurde. „Wann werde ich Dich wiedersehen?“ frug der Glückliche, der nun sein Abenteuer hatte. „Morgen Mittag 1 Uhr in einem grünen Rocke auf dem Stephansplatz bei der neuen Uhr“ flüsterie sie. „Und das Zeichen?“ „125“ flüsterie sie wieder und war dabei schon in den Wagen gesprungen, der rasch davon fuhr. Auch er fuhr nun heim und träumte von ihr, wie hübsch sie ein grüner Rock kleiden müsse. Nach einigen Stunden gesunden Schlafes sah das Diner den jungen Oeden wieder mitten unter seinen lustigen Freunden, die nun mit dem Ruhme des Debardeurs gefüttert wurden. Er lud sie ein, den anderen Tag um 1 Uhr der Zusammenkunft mit dem hübschen Debardeur von Weitem beizuwohnen. Als diese ersahnte Stunde schlug, standen die Freunde am Café de l'Europe und er dicht unter der neuen Uhr; nach einigen Minuten kam einer der Freunde heran und sagte spöttisch: „Sie kommt nicht, siehst,

ich hab' Dir's gesagt. Was habt ihr denn für ein Zeichen?" — „Grünen Rock und 125 hat sie gesagt.“ — „Grüner Rock und Nr. 125? Da kommt er ja, der Debardeur.“ In demselben Moment stellte sich unter der Uhr ein Mann auf, in einem grünen Rode, der die Nummer 125 auf der Brust trug. Es war ein — Dienstmann oder „Expres“, wie sie in Wien sagen, ein kleiner dicker Mann mit krausem schwarzem Haar, der sich lachend in die Lippen biß. „Gnäd' Herr“, sagte er zu dem jungen Geden, „Sie kennen's mich nicht mehr? Bin ich ja Debardeur von vorgestern, Expres 125.“ Der junge Herr war förmlich versteinert, aber einer der Freunde kam lachend näher und frug den Expres: „Was kommt Ihnen für Ihre Mühe?“ — „Bitt ich schön, von 10 bis 4 Uhr sein sechs Stunden, macht am Tag 1 Fl. 20 Kr. und für die Nacht 2 Fl. 40 Kr. doppelte Tag,“ sagte der Expres. Und er erhielt seinen Liebesdienst bezahlt; der junge Abenteuerer aber floh vor dem Spott der lustigen Genossen so weit als ihn seine Füße tragen wollten.

F.

(Fortschritte der Menzeit bei den Dienstmädchen.) Die allgemeine Klage, daß die Diensthöten täglich anspruchsvoller und impertinenter werden, kann sich bereits auf den Anfang einer revolutionären Dienstmädchenliteratur berufen, die nach und nach immer weiter greifende Dimensionen annehmen kann. Bei einem Prozeß zwischen Herrschaft und Dienstmagd in Paris brachte die Dame des Hauses als Klägerin ein Document zum Vorschein, das sie im Zimmer der Angeklagten gefunden hatte und welches von einer sehr gefährlichen Aufwieglerin, einem Dienstmädchen im ersten Stod desselben Hauses, verfaßt war. Diese Schriftstellerin hatte die Kunst, ihre Brotherrn zu quälen, als Wissenschaft behandelt und ihre Praxis in ein förmliches System gebracht, das sie in kurzen Paragraphen niedergeschrieben und in der ganzen Nachbarschaft verbreitet hatte. Dieses Programm lautete etwa folgendermaßen: „Die Herrschaft ist nicht mehr als wir. Sie bezahlt uns, wir dienen ihr dafür; das gleicht sich offenbar gegenseitig an. Für das Geld, das wir erhalten, sind wir verpflichtet, unserer Herrschaft gewisse Arbeiten zu besorgen. Haben wir diese aber abgethan, dann sind wir frei und können unbehindert über unsere Zeit verfügen. Ein Mädchen, das etwas auf sich hält, sollte sich immer so einrichten, daß sie mindestens zwei Stunden jeden Tag für sich hat; außerdem muß ihr die Herrschaft von vornherein alle vierzehn Tage einen Ausgetag garantiren, den Tag natürlich zu 24 Stunden gerechnet. Weiterhin soll ein Mädchen, das Achtung vor sich selbst hat: 1) auf den Markt gehen, ohne daß Madame es begleitet oder, was auch vorkommt, überwachen läßt; 2) niemals sich herablassen, zu waschen oder zu scheuern; 3) niemals zugeben, daß sich die Herrschaft um seine Privatangelegenheiten oder gar um seine Toilette bekümmere; 4) in seiner Küche empfangen wen es für küchenfähig hält; 5) unter keiner Bedingung erlauben, daß die Herrschaft Einsicht nehme von den Briefen, die es schreibt oder empfängt; 6) eine Crino-

sine tragen, kein kurzes, sondern ein langes, schweres Tuch und jedenfalls einen Hut; 7) alle drei Monate auf Erhöhung seines Lohnes bringen; 8) in jedem Jahre zweimal einen vierzehntägigen Urlaub erhalten, wobei es natürlich der Herrschaft sagt, es wolle seine Eltern besuchen; 9) alle Häuser verlassen, in welchen nicht wenigstens alle zwei Monate ein nennenswerthes Geschenk abfällt.“

F.

(Ueber das Bohnenkönigthum.) Es ist in vielen Gegenden Deutschlands Sitte, am 6. Januar, dem heiligen Dreikönigstag, in größerer Gesellschaft einen Kuchen aufzutragen, in welchen eine Bohne eingebaden ist und dann, wenn er unter die Gesellschaft vertheilt ist, den Herrn oder die Dame, wem das Stück mit der Bohne zugefallen, als den König oder die Königin des Abends zu proclamiren, deren Anordnungen Alle gehorchen müssen. In Köln steht das Bohnenkönigthum zum Beispiel in großem Flor und bei dem Maskenballe auf dem Gürzenich, den die Stadt jedes Jahr am 6. Januar veranstaltet, hatte man diesmal, wo ein kolossaler Königskuchen unter alle anwesenden Damen vertheilt wurde, für die glückliche Bohnenkönigin ein kostbares goldenes Armband ausgesetzt. Auch in Frankreich bäckt man seit alten Zeiten schon am Dreikönigstage einen gâteau des rois und schon 1311 eiferte der Bischof Robert von Amiens heftig gegen diesen Brauch. Frau von Motteville erzählt 1648, wie der Kuchen alljährlich bei Hofe gegessen wurde, pour divertir le roi und Anna von Oesterreich, die Gemahlin König Ludwig XIII. brachte die Sitte auf, ein Stück des Kuchens für das Jesuskind und die Jungfrau Maria abzuschneiden und an die Armen zu vertheilen; als einst die Bohne in dem Stücke gefunden wurde, das den Armen zusam, wurde die Königin Anna zur Bohnenkönigin ausgerufen. Ludwig XIV. war ebenfalls ein eifriger Freund des Bohnenfestes, wohl wegen des Rechtes, sich eine Bohnenkönigin wählen zu dürfen, da er zufällig oder absichtlich fast immer die Bohne erhielt. Auch verband man mit der Bohne allerlei Aberglauben und erblickte zum Beispiel in dem Umstande, daß der König Ludwig XVI., als er noch Herzog von Berry war, den oberen Theil der Bohne bekam, nachträglich ein Vorbild seiner späteren Enthauptung und in dem Umstande, daß der Graf von Artois, nachmals Karl X., den unteren zerbrochenen Theil der Bohne erhielt, den Bruch der bourbonischen Dynastie in Frankreich. Die Gewohnheit, daß der Bohnenkönig sich eine Königin wählen mußte, gab Gelegenheit zu allerlei schönen Anreden und Anspielungen, wie folgende alte Verse lehren, in denen der Bohnenkönig seine Erwählte so anredet:

„Eglé, je te fais souveraine,
Au sort je dois ma royauté,
Tu dois la tienne à la beauté.

— Le hasard m'a fait roi, l'amour seul te fait reine.
Demain je ne serais plus roi,
Demain tu seras toujours belle.

Amour, fais que demain elle fasse pour moi
Ce qu'aujourd'hui je fais pour elle!“

F.